

# Rede

beim Antritte des Prorektorats

der

Königlich Bayerischen

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

am 4. November 1872 gehalten

von

Dr. Georg Karl August Bechmann,  
ordentlichem Professor der Rechte, z. B. Prorektor.

*Lehrstiftung für jur. Wissenschaften*  
Erlangen,

Druck der Universitäts-Buchdruckerei von C. Th. Jacob.  
1872.

6

U.S. Erlangen  
1872, Prov.-Schr. I, 24

## Collegen! Commilitonen! Hochgeehrte Versammlung!

Ein fünfundzwanzigjähriges Herkommen verpflichtet den Prorector dieser Hochschule, das Thema für die Rede, welche der erste öffentliche Akt seiner amtlichen Wirksamkeit ist, dem Gebiete der allgemeinen Universitätsangelegenheiten und Universitätsinteressen zu entnehmen. Mag diese Pflicht zuweilen für den Einzelnen etwas Beengendes und Lästiges haben, — von einem allgemeinen Standpunkte aus erscheint sie als durchaus berechtigt und wohlbegründet. Denn die Stiftungs-Feier, die wir alljährlich an diesem Tage begehen, gilt keiner einzelnen Fachwissenschaft, sondern der ganzen universitas literarum, und es ziemt sich daher auch für den Festredner, die Gedanken seiner Zuhörer auf dieses Ganze hinzulenken; und hinwiederum spricht derselbe am heutigen Tage nicht kraft seiner Zugehörigkeit zu dieser oder jener Facultät, sondern als der durch das Vertrauen der Collegen und die Gnade des Königs berufene zeitweilige Vertreter und Leiter des Ganzen, so daß es ihm auch aus diesem Grunde wohl ansteht, bei dieser Gelegenheit nach Kräften Zeugniß abzulegen von seinem Interesse und seinem Verständnisse für eben dieses Ganze.

Als ich nun aber, um meinerseits dieser Pflicht zu genügen, Umschau hielt unter den von meinen Vorgängern noch unberührt gelassenen allgemeinen Universitätsfragen, trat mir lebhaft die Erinnerung vor die Seele, daß vor nunmehr zwei und einem halben Jahre, an dem nämlichen Tage, an dem ich, um mein

hiesiges Lehramt anzutreten, den Boden der engeren Heimath wieder berührte, in unserer zweiten Kammer ein scharfer Angriff auf die Fortexistenz unserer alma mater gemacht wurde. Allerdings war die Stimme, von welcher derselbe ausging, eine vereinzelte und vereinsamte; aber daß es ihr an vielfacher Zustimmung im Stillen nicht fehlt, und daß der nämliche Angriff bei gelegener Zeit und alsdann vielleicht von einflußreicherer Seite sich wiederholen wird — wer möchte sich dieser Gewißheit verschließen? Und wenn ich nun weiter mich daran erinnerte, daß auch diejenige Universität, von der ich eben damals nach mehrjähriger Wirksamkeit geschieden war, von vielen Seiten als dem sichern Untergange verfallen bezeichnet ward; wenn ich ferner daran dachte, daß bezüglich einer dritten Universität, der ich ebenfalls wenn auch nur vorübergehend angehört hatte, sich nach den Ereignissen des Jahres 1866 eine lebhaftere Agitation — zwar nicht gerade für ihre Aufhebung, aber doch für ihre Verlegung nach einer nahe gelegenen großen Stadt erhoben hatte; wenn ich mir endlich ins Gedächtniß zurückrief, daß auch eine vierte deutsche, wenn auch außerhalb des deutschen Reiches gelegene Hochschule, die mir zuerst ein öffentliches Lehramt anvertraut hat, damals — es sind jetzt gerade zehn Jahre — von einer nicht zu unterschätzenden Partei als eine unnütze und darum möglichst rasch zu beseitigende Last des Gemeinwesens angegriffen wurde; so schien es mir, als führte mich dieser eigenthümliche Lebensgang wie von selbst an den Gegenstand meiner heutigen Rede. Oder sollte es mir nicht einigermaßen nahe liegen, der Frage nach der Berechtigung der s. g. kleinen Universitäten eine kurze Erörterung in dieser flüchtigen Stunde zu widmen?

Aber nicht von irgend welchem subjectiven Standpunkte soll diese Erörterung ausgehen. Und zwar, abgesehen von allen anderen Gründen, schon deshalb nicht, weil gerade unserer Frage gegenüber die persönlichen Wünsche oder Neigungen der Betheiligten immerdar verschieden und widersprechend sein und bleiben werden. Der Eine möchte den Schwerpunkt seiner Berufsthätigkeit gerade auf dem Katheder finden und sein Ideal ist daher ein weiter und dichtgefüllter Hörsaal. Den Andern hingegen zieht die stille wissenschaftliche Arbeit vorzugsweise an und die Lehrthätigkeit erscheint ihm nur als die durch unsere Verhältnisse gebotene, bald gleichgiltige, bald sogar unwillkommene und lästige Beigabe. Der Eine fühlt sich wohlthtuend berührt durch den stillen Frieden öder Straßen und einsamer Plätze, während der Andere sich sehnt nach dem anregenden Getriebe, ja nach dem aufregen-

den Gemüthe der großen Stadt. Nicht also der Umstand, ob der Einzelne sich glücklich fühlt an der Stelle, auf die ihm das Loos gefallen ist, kann den Maßstab abgeben für die Berechtigung und Nothwendigkeit des Berufs selbst, sondern lediglich die innere Angemessenheit, die objective Zweckmäßigkeit, das richtige Verhältniß der concreten Erscheinung zu der allgemeinen Idee.

Gehe ich nun aber von diesem objectiven Standpunkte aus die Beantwortung der aufgeworfenen Frage versuche, bedarf diese selbst erst noch der genaueren und bestimmteren Festsetzung. Es zeigt sich nämlich bei näherer Betrachtung, daß wir die Bezeichnung „kleine oder große Universität“ in einem doppelten, wesentlich verschiedenen Sinne gebrauchen; und gerade daraus, daß diese weit auseinandergehenden Bedeutungen keineswegs immer auch wirklich auseinandergehalten werden, erklärt sich zum guten Theile die Verwirrung und Unklarheit, von der die Discussion unseres Themas sich selten ganz frei gehalten hat. Denn mit jener Bezeichnung wollen wir zunächst und nach der unmittelbaren Wortbedeutung einen Unterschied und Gegensatz der Hochschulen selbst nach Maßgabe ihres Umfangs und ihrer Bedeutung hervorheben: und diesen Maßstab pflegen wir von der Frequenz der Studirenden herzunehmen. Mit gutem Grunde. Denn was sonst etwa auch noch als Kriterium ins Auge gefaßt werden könnte, entzieht sich entweder aller statistischen Berechnung, oder es ist selbst wieder durch die Frequenz mehr oder minder bedingt. — Aber andererseits gebrauchen wir das Wort „Universität“ auch als gleichbedeutend mit Universitätsstadt, und in diesem Sinne ist uns also die „kleine Universität“ gleichbedeutend mit der kleinen Stadt, in welcher sich der Sitz einer Universität befindet. Und wie es nun große Universitäten in kleinen, kleine in großen Städten gibt, so sind die beiden, so unendlich oft verwechselten oder durcheinander gemengten Fragen: ob kleine Universitäten berechtigt seien zu existiren, und hinwiederum die andere, ob es zweckmäßig und angemessen sei, Universitäten, seien es große oder kleine, in kleine Städte zu verlegen, grundwesentlich verschieden. Gemeinschaftlich ist beiden Fragen nur der Ausgangspunkt, nämlich die Idee und die Bestimmung der deutschen Universität; im übrigen bedarf jede der besonderen Erörterung, und jede ist in ihren Resultaten völlig von der andern unabhängig.

## I.

Ihre ich nicht, so besteht das Eigenartige der deutschen Hochschulen gerade in der Vielseitigkeit der ihnen gestellten Aufgaben. Nicht um dieselben erschöpfend aufzuzählen, sondern um durch Hervorhebung der wichtigsten unter ihnen die nöthige Beschränkung für die folgende Betrachtung zu gewinnen, möchte ich vier Hauptrichtungen innerhalb des Gesamtberufs der Universitäten bezeichnen: die didaktische, die akademische, die ethische und die pädagogische. Und zwar stehen sich dieselben nicht etwa isolirt und als bloße zufällige Zusammenhäufungen gegenüber: im Gegentheile bedingen und ergänzen sie sich wechselseitig in dem Maße, daß nur wo sie sämmtlich, wenn auch vielleicht in verschiedener Abstufung vorhanden sind, eine wahre Hochschule im deutschen Sinne besteht.

Müßten wir also die besondere Eigenthümlichkeit der kleinen Universitäten darin erblicken, daß sie vermöge ihrer Beschaffenheit nur einseitig diese oder jene Aufgabe zu erfüllen vermöchten, so wäre eben damit ihr Schicksal völlig entschieden. Zwischen ihnen und den großen Universitäten bestünde alsdann nicht nur ein Unterschied in Beziehung auf den Umfang, sondern geradezu ein Gegensatz in Beziehung auf den Inhalt und das Wesen des Berufes und der Wirksamkeit, so daß nicht beide zugleich als Erscheinungen einer und derselben Idee anerkannt zu werden vermöchten. Vielmehr könnten jene kleineren Universitäten nur als Lehranstalten geringeren Ranges, wenn auch vielleicht unter dem erborgten Namen von Hochschulen, angesehen werden.

Es wird daher jene vorhin kurz bezeichnete vierfache Aufgabe der deutschen Universitäten im Einzelnen näher ins Auge zu fassen und dabei jedesmal zu prüfen sein, ob und in wie weit auch die kleineren Universitäten jeder derselben gewachsen seien. —

Von dem Berufe, die Wissenschaft zu lehren, sind die Universitäten, und zwar nicht bloß die deutschen, sondern auch die zum Theil viel älteren anderer Länder ausgegangen, und auch heutzutage erscheint uns dieser Beruf leicht als der hauptsächlichste, wohl auch um deswillen, weil er äußerlich am meisten hervortritt und, wie schon vorhin bemerkt, allein eine gewisse statistische Controlle zuläßt.

Sobald wir nun aber diese Lehraufgabe selbst hinsichtlich ihrer Zielpunkte genauer zu bestimmen suchen, begegnen wir einer doppelten Strömung, welche auseinanderzuhalten für die richtige Erkenntniß der Dinge von der größten Bedeutung ist.

Einerseits nämlich haben sich die deutschen Universitäten niemals und bis auf den heutigen Tag nicht als eigentliche Staatsanstalten in dem Sinne betrachtet, daß ihnen, ähnlich wie den Regierungs- und Justizbehörden, die unmittelbare Verrichtung gewisser staatlicher Funktionen, oder die Erfüllung gewisser unmittelbarer Staatszwecke obläge. So gewiß es nicht die Aufgabe des Staates ist, selbst Wissenschaft zu treiben und Wissenschaft zu lehren, sondern nur die Pflege und Lehre der Wissenschaft zu fördern und zu beschützen, so gewiß gehören die Universitäten nicht in den Organismus der staatlichen Behörden, sondern sie erfüllen innerhalb des Staates und unter seiner schützenden Fürsorge eine freie, selbständige Thätigkeit. Der Zweck der wissenschaftlichen Lehre, wie sie von den Universitäten ausgeht, ist zunächst kein anderer, als die Wissenschaft zu lehren um ihrer selbst willen: die Wissenschaft, in deren innerstem Wesen das Bedürfniß und die Nothwendigkeit der Manifestation liegt. Wehe dem, der je diesen höchsten, diesen idealen Beruf der akademischen Lehrthätigkeit läugnen wollte!

Aber, wenn auch nicht völlig geläugnet, so ist doch dieser Beruf einigermaßen durchkreuzt durch die harte Nothwendigkeit der realen Verhältnisse. Indem die Universitäten seit alter Zeit des Schutzes und der Unterstützung des Staates bedurften, konnte es hinwiederum gar nicht fehlen, daß dieser sie für seine Zwecke und Bedürfnisse dienstbar und nutzbar zu machen sich bestrebte. Denn der Staat und ebenso die in seinem Schutze stehende Kirche brauchen zur Erfüllung ihrer verschiedenen Aufgaben wissenschaftlich gebildete Diener; was also sollte näher liegen, als daß den Universitäten die Bestimmung officieller Vorbereitungsanstalten für den öffentlichen Dienst beigelegt wurde, wodurch sie dann selbst von dem ihnen an und für sich völlig fremden Charakter eigentlicher Staatsanstalten wenigstens nicht unberührt bleiben konnten.

Daß sich aus dieser Vermischung zweier ganz verschiedener Aufgaben, aus dieser Doppelpstellung der Universitäten, einerseits als freier Hochschulen, andererseits als officieller Vorbereitungsanstalten für den öffentlichen Dienst in Staat und Kirche mancherlei Conflictte ergeben müssen, versteht sich ganz von selbst. Hier soll lediglich die Rückwirkung derselben auf die Stellung der kleineren Universitäten ins Auge gefaßt werden.

Ganz natürlich ist das Interesse des Staats, die wissenschaftliche Vorbereitung der künftigen öffentlichen Diener mit zwar ausreichenden, aber doch mit

den möglichst einfachen Mitteln zu erreichen, also insbesondere nicht mehr Universitäten zu unterhalten, als für diesen Zweck erforderlich sind. Gerade von diesem Standpunkte aus macht sich denn zunächst die Opposition gegen die kleinen Universitäten geltend, indem nachgerechnet wird, wie der größere Staat mit einer oder einigen großen, wie kleinere Staaten mittelst gemeinschaftlicher Hochschulen das Bedürfniß ungleich billiger zu erreichen vermöchten; ja indem sich mit wenig Wit und viel Behagen jene politische Arithmetik breit macht, welche bei Heller und Pfennig nachweist, wie hoch sich die öffentlichen Auslagen für den auf der kleineren Universität studirenden künftigen Staats- oder Kirchendiener belaufen.

Aber nimmermehr können und dürfen wir, verehrteste Collegien, diesen Standpunkt als den berechtigten anerkennen. Zwar sei es ferne, daß wir uns der vom Staate gestellten und, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, ganz unvermeidlichen Aufgabe zu entziehen suchen. Aber geradezu das Lebensprincip unserer Universitäten würden wir aufgeben, wollten wir je unseren Beruf als akademische Lehrer darauf beschränken, die Exercitienmeister künftiger öffentlicher Diener abzugeben. In erster Linie sind und bleiben unsere Universitäten freie Schulen; und das Princip der Lehrfreiheit, auf dem sie beruhen, verstehen wir nicht bloß in dem Sinne, daß wir Alles lehren und nur das lehren, was wir als wissenschaftlich wahr erkannt haben, und in dieser Beziehung keiner staatlichen Einwirkung unterworfen sind, sondern wir meinen damit auch, daß der höchste Zweck unserer Lehre kein anderer ist als die Verkündigung der Wissenschaft um ihrer selbst willen.

Verstehen wir aber unsere Lehraufgabe in diesem Sinne, so ergibt sich sofort, daß dieselbe sowohl in ihren Voraussetzungen wie in ihrem Erfolge von der jeweiligen Zahl der Zuhörer wesentlich unabhängig und daß sie folglich an der kleinen Universität genau in derselben Weise zu verwirklichen ist, wie an der großen. Freilich mag es Dozenten geben, welche vermöge ihrer Individualität die anregende, ja begeisterte Rückwirkung eines großen Auditoriums nur schmerzlich, und auf die Dauer nicht ohne allmälige Schädigung ihrer Kraft und ihres Muths entbehren: aber gerade hier haben wir uns auch ganz besonders zu hüten vor der Verwechslung des zufälligen subjectiven Unbehagens und der objectiven Unangemessenheit der Dinge. Die rein sachliche und von allen persönlichen Velleitaten entbundene Betrachtung wird uns vielmehr auf ganz entschiedene Vortheile hinführen, welche die kleinen Universitäten für die Lehrthätigkeit darbieten. Denn wahrlich nicht in

bloßen Monologen sollte sich diese erschöpfen, welche der Dozent vor einer unbekanntem Zuhörerschaft abspricht oder abliest: vielmehr stellen wir ohne Zweifel mit Recht die Anforderung, daß der eigentliche Lehrvortrag ergänzt werde durch hinzutretenden Wechselverkehr zwischen Lehrer und Lernenden, möge derselbe nun je nach Persönlichkeit und Neigung des erstern bald diese bald jene äußere Form annehmen.

Aber mit nichten ist der Beruf der deutschen Hochschule durch diese ihre Lehrthätigkeit erschöpft. Neben derselben steht ebenbürtig die Aufgabe der selbständigen wissenschaftlichen Forschung, der unmittelbaren Förderung der Wissenschaft, eine Aufgabe, welche ich kurzweg als die akademische bezeichnen möchte. Denn in der That sind die deutschen Hochschulen zugleich die deutschen Akademien, hinter denen die selbständigen Anstalten dieses Namens sowohl der Zahl, als auch — ohne Unbescheidenheit kann es gesagt werden — der Wirksamkeit nach weit zurücktreten. Ja diese innige und untrennbare Verbindung von Lehrthätigkeit und produktiver wissenschaftlicher Forschung ist unsern deutschen Hochschulen durchaus eigenthümlich, und nur auf Grund dieser Verbindung vermag sich auch die erstere Thätigkeit gegenüber den vorhin geschilderten Anfechtungen auf ihrer idealen Höhe zu behaupten; denken wir uns diesen Zusammenhang gelöst, so würden wir der Strömung, welche unsere Hochschulen zu bloßen Drillanstalten für Staatsdienstaspiranten herabdrücken möchte, nimmermehr widerstehen können. Im Einzelnen dieses Verhältniß weiter zu verfolgen, kann ich mir um so leichter versagen, als dasselbe erst vor wenig Jahren von einem verehrten Kollegen an dieser Stelle beleuchtet worden ist.

Für die uns heute bewegende Frage aber ergibt sich, wie mir scheint, aus diesem unserm specifisch akademischen Berufe ein Doppeltes. Einmal soviel, daß, wer die Summe der Thätigkeit und des Erfolgs einer Universität lediglich nach der Zahl der immatriculirten Studenten bemessen wollte, eben damit eine vollständige Unkenntniß unserer Aufgaben an den Tag legen würde. Sodann aber weiter, daß auch derjenige weit abirrte von der wahren Natur unserer Hochschulen, der die kleinen Universitäten auf gewisse einzelne, etwa die für den praktischen Beruf besonders wichtigen oder vollends die s. g. propädeutischen Fächer innerhalb der Fakultätswissenschaften beschränken möchte. Dadurch würden wir nicht kleine Universitäten im Gegensatz zu großen, sondern Fachschulen im Gegensatz zu

Hochschulen schaffen und den akademischen Charakter der ersteren völlig zerstören. Allerdings läßt sich der dem Juristen wohlbekannte Unterschied des Nothwendigen, Nützlichen und Luxuriösen auch auf den Umfang der wissenschaftlichen Forschung anwenden. Nicht auf allen Universitäten können die wissenschaftlichen Hilfsmittel in gleichem Reichthum und gleicher Vollkommenheit vorhanden sein; und auch in Beziehung auf Zahl und Beschaffenheit der Lehrkräfte wird sich eine sehr mannichfache Abstufung ergeben. Aber daran jedenfalls müssen wir festhalten, daß die Einheit und der innere Zusammenhang der Wissenschaft überall gewahrt bleibe und in diesem Sinne jeder Universität volle Autarkie zukomme.

Sind wir nun aber gerade von diesem akademischen Berufe unserer Hochschulen vollständig durchdrungen — wie sollten wir dann noch im Ernste an eine Aufhebung der kleinen Universitäten denken? Eine solche Maßregel wäre, um es kurz zu sagen, gleichbedeutend mit Centralisation der Universitäten; diese selbst aber wäre nach dem Gesagten nichts anderes als Centralisation der Wissenschaft. Denn, wie nun bei uns in Deutschland die socialen und ökonomischen Verhältnisse beschaffen sind, so ist es immer nur einzelnen Glücklichen gestattet, sich frei von aller Sorge um die äußere Lebensstellung dem Dienste der Wissenschaft zu widmen; weitaus die meisten bedürfen des öffentlichen Amtes, und dieses eben gewährt ihnen regelmäßig nur die Universität. Soweit wir daher auch entfernt sind, die Verdienste zu verkennen, welche in älterer und neuerer Zeit gerade auch solche Männer, welche dem akademischen Lebensberuf ferne standen, sich um die Förderung der Wissenschaft erworben haben — es genügt, die Namen Leibniz und Humboldt zu nennen —, so ist doch die Behauptung vollkommen gerechtfertigt, daß im Großen und Ganzen die Fortbildung der deutschen Wissenschaft durchaus von den Universitäten ausgegangen ist. Und dabei wird es, wenn nicht alle Anzeigen trügen, auch fernerhin bleiben, und so lange es dabei bleibt, können wir von unseren Hochschulen auch nicht eine einzige entbehren. —

Es wäre eine reizende Aufgabe, nachzuweisen, wie gerade die eigenartige Verbindung von Lehrthätigkeit und Forschung unseren Universitäten auch einen weiteren und wahrlich nicht den geringsten Beruf geschaffen hat, wie er weder der bloßen Lehranstalt noch der bloßen Akademie zukommt, denjenigen Beruf, den ich

Kurzweg den ethischen nennen will. Auf diese genetische Entwicklung muß ich hier verzichten, mich vielmehr darauf beschränken, diese dritte Seite in der Gesamtaufgabe der Universitäten flüchtig darzustellen. Unsere Hochschulen sind zugleich die Pflanzstätten ethischer Ideen; sie sind nicht nur Centren der deutschen Wissenschaft, sondern auch Mittelpunkte der deutschen Cultur. Jegliche gesunde Entwicklung unserer Nation auf sittlichem, politischem, religiösem Gebiete ist, wenn nicht ausgegangen, so doch gehegt, gepflegt, gefördert worden von dem Gemeingeiste unserer Hochschulen, und eben deshalb sind dieselben mit unserer ganzen Geschichte seit Jahrhunderten in einem Maße verwachsen, wie dies weder bezüglich einer Akademie noch irgend einer Fachschule der Fall ist. Was — um zunächst einen einzelnen Namen zu nennen, — Christian Thomasius an streng wissenschaftlichen Arbeiten zu Tage gefördert hat, ist vielleicht nicht so gar bedeutend gewesen; aber welchen weitreichenden Einfluß hat doch der vorurtheilsfreie und hochsinnige, nach allen Seiten hin schlagfertige und anregende Mann als Lehrer und Schriftsteller nicht nur auf die Umgestaltung des Universitätslebens und insbesondere des juristischen Studiums, sondern auch auf die verschiedensten Seiten unseres öffentlichen Lebens geübt! Die kleine Universität Kiel — mit innigster Pietät gedenke ich ihrer — welche hervorragende und entscheidende Stellung hat sie in dem langen Kampfe deutschen Rechtes und deutscher Bildung gegen dänischen Uebermuth eingenommen: und wie es überhaupt gerade die deutschen Universitäten waren, welche in unsern trübsten politischen Zeiten die Idee der nationalen Einheit unentwegt festhielten, das hat heute vor zwei Jahren ein beredterer Mund von dieser Stelle aus verkündigen dürfen.

Und an dieser schönen Aufgabe wollen wir mit Gottes Hilfe auch fernerhin festhalten.

„Dies ist unser, so laßt uns sagen uns so es behaupten!“

Gerade nach dieser Richtung aber zeigt sich uns der Werth und die Unentbehrlichkeit der kleinen Universitäten auf das allerunverkennbarste. Denn wenn es uns nach deutscher Art um einen wahrhaft sittlichen Einfluß und nicht blos — wovor uns Gott behüte — um eine tonangebende Bevormundung zu thun ist, so können wir eine Vielheit von Ausgangspunkten dieses Einflusses schlechterdings nicht entbehren: Centralisation auf diesem Gebiete wäre noch viel verderblicher, als Centralisation im Bereiche wissenschaftlicher Forschung; und auch in diesem

Sinne ist das jüngst vernommene Wort, daß keine unserer Hochschulen zu viel sei, wahr und bedeutungsvoll. Aber noch mehr. Die Erfüllung jenes ethischen Berufes setzt vor Allem innerhalb der Universität selbst einen ethischen Gemeingeist voraus, eben denjenigen, der sich nach Außen weiterwirkend entfaltet. Wie aber soll sich ein solcher Geist bilden können, wenn nicht vor Allem die Möglichkeit näherer, ja nächster persönlicher Beziehungen unter den berufenen Trägern desselben, den gereiften Angehörigen der Anstalt besteht. Hiefür aber bieten die kleinen Universitäten einen viel günstigeren Boden, als die großen, deren Angehörige in Folge ihrer großen Zahl nur selten durch ein festes gemeinschaftliches Band zusammengehalten werden. Und wenn wir den geschichtlichen Verlauf ins Auge fassen, so brauchen in der That in Beziehung auf die treue Erfüllung dieser sittlichen Aufgaben die kleinen Universitäten am wenigsten den Vergleich mit ihren größeren und größten Schwestern zu scheuen.

Es bleibt noch übrig, auch die letzte Aufgabe, die ich oben den deutschen Hochschulen beigelegt habe, mit einigen Worten zu berühren, ich meine ihre pädagogische Aufgabe. Es wird dabei aber vor Allem festzustellen sein, in welchem Sinne überhaupt von diesem Berufe gesprochen werden könne. Auf den ersten Blick nämlich scheint das in anerkannter Wirksamkeit bestehende Prinzip der akademischen Freiheit denselben direkt auszuschließen, und gerade in dem Mangel der eigentlich pädagogischen Aufgabe ist Mancher geneigt, ein unterscheidendes Kennzeichen der Universität gegenüber anderen Schulen und hinwiederum der deutschen gegenüber der englischen Universität zu erblicken. Und allerdings — officiële Erziehungsanstalten sind unsere Hochschulen nicht; auch die ihnen zukommende Disciplin dient gar nicht zur Erziehung des Einzelnen, sondern zur Aufrechterhaltung von äußerer Ordnung und guter Sitte, ohne welche kein Gemeinwesen zu existiren vermag. Ob dieser Zustand ein idealer sei, ob ihm gegenüber die englischen Einrichtungen den Vorzug verdienen und jemals Aussicht haben, sich bei uns einzubürgern, das sind Fragen, welche völlig außerhalb meines Themas liegen.

Aber so gewiß der studirende Jüngling noch kein ausgebildeter Charakter ist, und so gewiß der Einzelne — abgesehen von den seltensten Fällen — nicht die Kraft besitzt, sich selbst zu erziehen, so gewiß hat das Universitätsleben auch eine pädagogische Aufgabe. Nur daß vermöge der eigenthümlichen Entwicklung der

Verhältnisse der Schwerpunkt dieser Erziehung nicht in irgend welcher officiellen Beaufsichtigung und Leitung, sondern in dem freien und doch wieder gebundenen Wechselverkehr der studirenden Jünglinge selbst beruht. Darin besteht das Wesen unserer akademischen Erziehung, daß sie wechselseitige Selbsterziehung ist. Und von diesem Standpunkte aus gewinnt auch das unsern deutschen Universitätsleben so ganz eigenthümliche Verbindungswesen seine volle ideale Berechtigung. Denn die Verbindung wahrt einerseits das Prinzip der akademischen Freiheit und ist andererseits bestimmt, der Erziehungsbedürftigkeit der studirenden Jugend zu dienen. Deshalb sind auch auf der nun einmal gegebenen historischen Basis die Verbindungen im Prinzip so nothwendig, daß, wenn wir sie nicht hätten, wir sicherlich bemüht wären, sie uns zu schaffen. Denn wollten wir sie verneinen und doch zugleich an der akademischen Freiheit festhalten, so müßte sich ein Zustand ergeben, in welchem der Einzelne vollständig sich selbst überlassen wäre. Wenn wir dabei absehen von den seltenen Persönlichkeiten von früh gereiftem Charakter und von den noch selteneren, welche sich schon im Jünglingsalter ausschließlich dem wissenschaftlichen Forschungsstribe hingeeben haben, so würden uns in großer Zahl jene nicht immer unbedenklichen Erscheinungen entgegentreten, welche ohne geordneten und regelmäßigen Verkehr mit Altersgleichen ihre geselligen Bedürfnisse bald in dieser bald in jener Weise, bald in passender, öfter noch in unpassender Gesellschaft befriedigen — haltlose Erscheinungen, die für uns nimmermehr als Ideal deutscher Studenten gelten können. Ja auch der edle Freundschaftsbund gleichgesinnter und gleichstrebender Genossen könnte uns für das Bedürfnis der Erziehung, d. h. der Charakterbildung nicht völlig genügen. Denn nicht darin besteht die schwere Aufgabe des Lebens, sich nach freier Wahl mit sympathischen Naturen zusammenzufinden und zusammenzuschließen, sondern auch in fremdartige, ja widerstrebende Charaktere, mit denen uns ohne Wahl die mannichfach verschlungenen Wege des Schicksals zusammenführen, uns zu fügen und doch zugleich ihnen gegenüber das Recht der eigenen Individualität zu wahren. Und in dieser Beziehung erscheint uns die Verbindung als die angemessenste Vorhule des Manneslebens. Wenn daher gleichwohl heutzutage gar Mancher um des Gewissens willen dem vereinzelt Studentenleben, dem s. g. Obscurantenthum den Vorzug gibt, wenn sich vielfach auch in jugendlichen Kreisen eine Abneigung gegen das Verbindungswesen und damit zugleich eine Vorliebe für solche Universitäten kund gibt, wo die

Theilnahme an einer Verbindung nicht durch zwingende äußere Umstände geboten erscheint, — so beweisen diese Umstände nichts gegen die Berechtigung der Idee, vielmehr legen sie nur ein Zeugniß dafür ab, wie weit sich unser Verbindungsleben von seiner wahren Aufgabe entfernt hat, wie sehr es seine idealen Ziele hintersetzt um allerlei unwesentlicher, nichtiger, ja unsittlicher Bestrebungen willen. Aber dieser betrübende Verfall soll uns an der idealen Berechtigung der studentischen Verbindung nicht irre machen noch uns die Hoffnung rauben, daß unsere akademische Jugend doch noch die Kraft finden werde, eine reinere und edlere Gestaltung dieser Idee aus sich hervorzubringen.

Wenn wir nun aber in diesem Sinne die Universitäten auch als Erziehungsanstalten, das Universitätsleben als eine Schule nicht nur des Wissens, sondern auch des Charakters auffassen, so gewinnen auch von dieser Seite die kleineren Universitäten ihren besonderen Werth. Ja es leuchtet ein, wie sie für diese pädagogische Aufgabe eigentlich viel besser geeignet sind als die großen. Denn diese letzteren erzeugen die doppelte Gefahr, — einmal, daß auch die einzelne Verbindung einen zu großen Umfang annimmt und dabei doch der erforderlichen Stabilität ermangelt, — dann aber die andere Gefahr, daß der Einzelne in der großen Menge der Commilitonen gleichsam verloren geht und so ungehindert und bequem dem Einzelleben nachgehen kann, zu welchem ihn gute oder schlimme, in jedem Falle aber einseitige Neigungen anreizen. Gerade so aber verhält es sich auch, wenn ich nicht sehr irre, in Wirklichkeit. Eben an den großen Universitäten entbehren die Verbindungen in besonderem Maße des pädagogischen Charakters, des sittigenden Einflusses und gelten daher vielfach geradezu als verderblicher Luxus; und andererseits blüht vorzugsweise an den großen Universitäten jenes Obscurantenthum, welches seinem Wesen nach durchaus einseitig ist und mit nichts immer die besten und sittlichsten Elemente in sich schließt. —

So glaube ich denn, daß unsere kleinen Universitäten die volle Berechtigung, ja die Nothwendigkeit ihres Daseins nach allen Seiten hin wohl erprobt haben. Es ist nicht an dem, theuerste Collegen, daß wir, denen der Wirkungskreis ebenfalls an einer dieser kleineren Anstalten zugefallen ist, ein zweck- und berufsloses Dasein führen, nur „weil es so hergebracht ist.“ Unsere Lehrthätigkeit ist, namentlich in einzelnen Facultäten, dem Umfange nach gering: wenn sie aber nicht immer

erfreulich und ersprießlich zu nennen ist, so hängt das mit ganz anderen Uebelständen zusammen: ich kenne andere kleine Universitäten, wo den wenigen Zuhörern, eben gerade weil sie wenige sind, der fleißige und gewissenhafte Besuch der Vorlesungen als besondere Ehrensache gilt. — Unsere wissenschaftliche Thätigkeit braucht, wie ich glaube, keinen Vergleich zu scheuen. Vollends ihrer ethischen Aufgabe ist sich unsere Hochschule immerdar bewußt geblieben, namentlich der ebenso schönen als belangreichen Aufgabe, die ihr als Ausgangspunkt protestantischer Geistesbildung zugefallen ist. Und wenn endlich unser Studentenleben lange nicht so ist, wie es sein sollte und selbst nur bei mäßiger sittlicher Energie sein könnte, so ist dies doch — ich weiß wirklich nicht, soll ich sagen: leider oder glücklicher Weise — keine uns allein eigene, sondern eine allgemeine Krankheit, der also wohl auch allgemeine Ursachen zu Grunde liegen müssen.

## II.

Von der kleinen Universität wird uns der Uebergang zur kleinen Universitätsstadt nicht allzuschwer. Gestatten Sie mir, auch noch die zweite der vorhin angeregten Fragen: inwieferne gerade die kleine Stadt als angemessener Sitz der Universität gelten könne, einer kurzen, unbefangenen und freimüthigen Erörterung zu unterziehen.

Verfahren wir dabei zunächst geschichtlich, so tritt uns die bemerkenswerthe Thatsache entgegen, daß die Gründung der deutschen Universitäten nicht vom Reiche, sondern, wenn auch mit des Kaisers Privilegien — durchaus von den Territorien ausgegangen ist.

Dieser Umstand erklärt vor Allem die in ihren nachtheiligen Wirkungen kaum noch in vollem Maße gewürdigte Erscheinung, daß die geographische Vertheilung unserer Universitäten eine so durchaus irrationale und zweckwidrige ist, indem in manchen Gegenden dieselben dicht an einander liegen, während andere und darunter gerade die culturbedürftigsten Theile Deutschlands derselben völlig entbehren. Sodann aber wird auf Grund dieser Thatsache Niemand bestreiten können, daß die Gründung von Universitäten gerade in kleinen und kleinsten Städten keineswegs auf einer, wenn auch nur irrthümlich vorausgesetzten, inneren Zweckmäßigkeit, sondern regelmäßig auf der unvermeidlichen äußeren Nothwendigkeit beruhte, indem kaum in den seltensten Fällen den Stiftern der Universitäten größere Städte

überhaupt zur Auswahl und Verfügung standen. Die Wahl der landesherrlichen Residenzen, meist übrigens selbst kleine Städte, war ebenfalls in der Regel durch rein äußerliche Beweggründe ausgeschlossen: theils durch das der früheren Staatsauffassung eigenthümliche Bestreben, jedem auch dem kleinsten Bestandtheile des Staats eine gewisse unmittelbare Wohlthat des öffentlichen Lebens zuzuweisen: so dann aber durch das gewiß nicht unberechtigte Verlangen, daß die unendliche Höhe des früheren Studentenlebens und die mit der ausgedehnten corporativen Selbständigkeit der Universitäten nothwendig verbundenen Conflictte aller Art von der Berührung mit dem Hofe fern gehalten und durch eine Art von Verbannung möglichst unschädlich gemacht würden.

Diese Thatsachen muß man im Auge behalten, um sich vor dem Wahne zu bewahren, als sei die kleine Stadt von Alters her als das der Universität allein oder vorzugsweise angemessene Domicil erkannt worden. Nicht darum hat es sich, wie die einzelnen geschichtlichen Beispiele beweisen, bei den der Gründung vorhergehenden Erörterungen und Verhandlungen gefragt, ob die zu gründende Universität in eine große oder in eine kleine, sondern darum, in welche der zur Verfügung stehenden kleinen Städte sie am zweckmäßigsten und unter Beobachtung der distributiven Gerechtigkeit zu verlegen sei.

So ist also in Wirklichkeit durch den bestehenden Zustand die Frage nach der inneren Zweckmäßigkeit kleiner Universitätsstädte mit nichten zum Voraus entschieden. Die Antwort auf dieselbe können wir vielmehr nur gewinnen, wenn wir wiederum jene vierfache Richtung verfolgen, die wir vorhin innerhalb der Gesamtaufgabe der deutschen Universitäten unterschieden haben.

Am schnellsten können wir uns dabei mit dem didaktischen und mit dem akademischen Berufe auseinandersetzen. In beiden Beziehungen ist der Unterschied der großen und der kleinen Stadt so gut wie bedeutungslos. Denn daß für einzelne Zweige wissenschaftlicher Forschung und akademischer Lehrthätigkeit, insbesondere für demonstrative und experimentelle Fächer, die große Stadt häufig, wenn auch nicht immer, bequemere, reichlichere, großartigere Hilfsmittel darbietet als die kleine, ist doch immerhin kein völlig entscheidender Gesichtspunkt. Freilich werden wir auf der andern Seite auch die früher oft gehörte Meinung, als sei gerade die Stille, oder wie man sich sonst ausdrücken will, der kleinen Stadt zur wissenschaftlichen

Arbeit sowohl für Lehrer als Lernende besonders anlockend, theils als unwürdig, theils als längst durch die Erfahrung widerlegt, weit von uns weisen müssen.

Raum zweifelhaft aber wird uns die Wahl zwischen der großen und der kleinen Stadt bleiben, wenn wir die beiden anderen Richtungen des Universitätslebens ins Auge fassen.

Vor Allem diejenige, welche ich vorhin als die ethische bezeichnet habe. Und hier ist zunächst folgende allgemeine Bemerkung vorauszuschicken.

Im Organismus des städtischen Lebens überhaupt ist seit fünfzig Jahren, und zwar in rascher Steigerung, eine wesentliche Veränderung vor sich gegangen. In früheren Zeiten waren die Städte selten, welche eine gewisse Fülle und Vollständigkeit der Lebensverhältnisse darboten; im Ganzen und Großen verfolgten sie einseitige Richtungen, die einen diese, die anderen jene, als Handels- oder Gewerbestädte, als fürstliche Residenzen, als Beamten- und Garnisonsstädte. Wenn es daneben auch spezifische Universitätsstädte gab, so entsprach dies vollkommen dem allgemeinen Charakter der Zeit. Aber gerade diese Einseitigkeit in der Gestaltung und Richtung des städtischen Lebens erscheint uns heutzutage als mangelhaft und verwerflich. Unser Ideal sind vielmehr solche Städte, in welchen sich die mannichfachen Gestaltungen und Bestrebungen des Lebens, des ökonomischen, politischen, socialen, wissenschaftlichen, künstlerischen Lebens zu einem harmonischen Ganzen zusammenschließen. Eine Stadt, welche sich diesem Ideale nähert, bezeichnen wir — ohne gerade auf ihren territorialen Umfang ängstlich Bedacht zu nehmen — als Großstadt, während uns als Kleinstadt diejenige erscheint, die in der alten Einseitigkeit und Beschränktheit der von Alters her überkommenen Lebensrichtung verharrt. Während nun aber in einer Beziehung der Gegensatz zwischen der großen und der kleinen Stadt in rascher Ausgleichung begriffen ist, nämlich in Beziehung auf die Preisverhältnisse, so daß die früher unter den Vorzügen der kleinen Universitätsstädte mit Recht hervorgehobene Wohlfeilheit des Lebens allmählich fast ganz illusorisch geworden ist, — so ist hingegen im Uebrigen die Kluft vielmehr in unaufhaltsamer Erweiterung begriffen. Die großen Städte werden von Jahr zu Jahr größer, die kleinen werden in demselben Verhältnisse kleiner; denn auch hier gilt das alte Wort, daß wer nicht vorwärts geht, zurückkommt.

Wenn nun aber die bisher isolirten Lebensrichtungen sich mächtig nach dem Centrum der großen Städte hingezogen fühlen, um dort im Zusammenwirken mit

anderen Richtungen erst zur vollen Entfaltung ihres Wesens, zur ungeschmälerten Entwicklung ihrer Kraft zu gelangen, so werden sich — darüber ist keine Täuschung möglich — die Universitäten am wenigsten dieser Strömung dauernd entziehen können. Es ist ein Widerspruch, wenn gegenüber dem allseitigen Zusammenschließen und Zusammenwirken aller intellektuellen und ethischen Kräfte gerade die Anstalt, welche zu den Blüten des nationalen Culturlebens gehört, in ihrer Isolirung verharrt, welche gar bald keine bloß räumliche Isolirung mehr sein würde. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt muß es denen, die auf der Höhe des Lebens zu stehen und von da aus zu wirken und zu kämpfen berufen sind, schwerer fallen, diesen Beruf zu erfüllen, wenn ihnen die äußere Stellung in der Peripherie angewiesen ist und diese selbst sich je mehr und mehr vom Centrum entfernt. Und muß nicht in demselben Maße, als der Gegensatz zwischen der kleinen und der großen Stadt zunimmt, sich auch eine Kluft aufthun zwischen den Universitäten — seien sie große oder kleine — die dort und denen, die hier ihren Sitz haben?

Auch besteht eigentlich, wenn mich nicht Alles täuscht, gerade über diesen Punkt die vollste Uebereinstimmung aller Unbefangenen und Urtheilsfähigen. Wohl kann man sagen, im Elsaß habe es sich jüngst nicht sowohl um die Neugründung, als um die Wiederaufrichtung einer deutschen Hochschule gehandelt. Aber auch wenn dem nicht so gewesen wäre, — würde wohl im Ernste irgend Jemand bezweifelt haben, daß der allein angemessene Sitz dieser Hochschule, bei welcher von Anfang an gerade die ethische, sagen wir genauer, die nationale Aufgabe so entschieden in den Vordergrund getreten ist, die Haupt- und Residenzstadt des Elsasses sei, — oder würde irgend Jemand es gewagt haben, für die Amönitäten von Hünningen oder Weissemburg in die Schranken zu treten?

Fassen wir aber vollends den pädagogischen Beruf des Universitätslebens ins Auge, so muß der Vergleich abermals zu Ungunsten der kleinen Stadt ausfallen. Heute vor einem Jahre ist von dieser Stelle aus eine schmerzliche Klage ergangen über den so wenig befriedigenden und den Anforderungen der großen Zeit, in der wir leben, so ganz nicht entsprechenden Zustand unseres Studentenlebens. Bei Vielen und auch bei mir hat diese Klage einen schmerzlichen Wiederhall gefunden. Aber um der Gerechtigkeit willen muß doch hervorgehoben werden, daß nicht der studirenden Jugend allein und ihrem Mangel an sittlicher Energie und an Pflichtgefühl dieser beklagenswerthe Zustand und insbesondere die Degeneration des Verbindungswesens

zuzuschreiben ist; nein, die Schuld trifft nicht zum geringen Theil auch die äußeren, namentlich die localen Voraussetzungen und Verhältnisse des Studentenlebens. Wenn wir mit vollstem Rechte vom studirenden Jüngling verlangen, daß er sich nicht auf die nothdürftige Aneignung seiner Brodwissenschaft beschränken, sondern sich zu einem nach menschlichem Maße vollkommenen Manne und zu einem guten Bürger auszubilden bestrebe, und immer eingedenk sei, daß gerade der Beruf derer, die durch die Schule der Wissenschaft gegangen sind, es ist

*ἀλλ' ἀριστεύειν καὶ ὑπέροχον ἔμμεναι ἄλλων* —

so müssen wir andererseits billig erwägen, daß es nur wenigen und seltenen Menschen vergönnt ist, sich rein aus sich selbst, ja im Widerspruche mit der hemmenden Umgebung zu entwickeln, daß vielmehr der sittliche Bildungsgang der Meisten ganz wesentlich durch äußere Verhältnisse, durch den Boden, auf dem sie leben, durch die Umgebung, zu der sie in bald freundliche, bald feindliche Beziehung treten, durch die Vorbilder, die sie in sich aufnehmen, bedingt ist. Und können wir, der Wahrheit die Ehre gebend, wirklich behaupten, daß auch heute noch die kleine Stadt den richtigen Boden, die angemessene Umgebung, die erstrebenswerthen Zielpunkte für die Charakterbildung der studirenden Jünglinge darbiete?

Lassen Sie mich nur Eines hervorheben. Die oberste Anforderung, die Summe gleichsam aller Ethik, ist die demüthige Hingabe des Einzelnen an den Dienst allgemeiner sittlicher Ideen; nur wer sich schon als Jüngling in diesem Dienste übt, wird ein nach menschlichem Maße tüchtiger Mann, ein guter Bürger werden. Und gerade die entgegengesetzte Richtung zeigt uns durchschnittlich das Studentenleben der kleinen Stadt. Kaum zum Scheine hat dasselbe allgemeine ethische Ideen zum Zielpunkte, sondern es bewegt sich zumeist um die engsten und nächststen Interessen des eigenen Daseins, gleich als ob es außerhalb dieses genannten Kreises keine menschenwürdige Existenz gebe, gleich als ob diese eiteln Freuden dazu bestimmt seien, daß schon der Knabe sehnsüchtig nach ihnen ausschauet, daß der Jüngling sie in vollen Zügen genieße und der Mann ja der Greis auf sie zurückblicke wie auf ein verlorenes Paradies. Und das gerade Gegentheil von Demuth ist der krankhafte und in seinen Nachwirkungen oft bis in das späte Mannesalter, ja selbst in der Auffassung und Erfüllung der Amtspflichten nachweisbare Zug der Selbstüberhebung, welcher, wenn auch zu verschiedener Zeit in verschiedener Gestalt auftretend, gleichwohl in innerer Wesenseinheit unser Stu-

dentleben seit langer Zeit vergifter; jener Zug, dessen landläufige Bezeichnung ich hier nicht auszusprechen brauche. — Aber muß nicht diese verkehrte und fehlerhafte Richtung wesentlich dadurch genährt und gefördert werden, wenn wir den Jüngling in eine Umgebung hineinstellen, die sich fast ausschließlich um ihn und seine Interessen bewegt, an seiner Person und allem seinen Thun und Treiben den lebhaftesten Antheil nimmt und in den mannichfachen Beziehungen von ihm abhängig ist?

Was ist nun endlich die Summe von dem, was ich hier, selbstverständlich nur als meine persönliche Ansicht, mehr angedeutet, als im Einzelnen entwickelt habe? Weder um Wünsche handelt es sich noch um Befürchtungen, sondern darum, das innere Gesetz der Verhältnisse klar zu erkennen und daraus nach dem Maße menschlicher Einsicht den Verlauf, den sie zu ihrem eigenen Gedeihen nehmen müssen, voranzubestimmen. Derjenige würde daher meine Worte völlig mißverstanden haben, der aus denselben eine Agitation für die Verlegung dieser oder jener Universität in die nächste beste größere Stadt herausgehört hätte. Nicht von irgend einer einzelnen Universität habe ich gesprochen, sondern von den Universitäten im Allgemeinen, deren fortschreitendes Gedeihen unerlässlich ist für die Wohlfahrt und Blüthe des Vaterlands und welche daher von den ihrer vollen Wirksamkeit entgegenstehenden Hindernissen, so viel an ihm liegt, zu befreien Pflicht jedes Patrioten ist.

Von diesem allgemeinen Standpunkte aus wäre aber mit vereinzelt Maßregeln so gut wie nichts gedient. Mein Gedanke ist ein viel weiterer; mir schwebt überhaupt als unvermeidliche Nothwendigkeit eine theilweise Reorganisation der deutschen Universitäten und zumal des Universitätslebens vor, und was ich in diesen flüchtigen Augenblicken kurz angedeutet habe, ist nichts anderes als ein Bruchstück aus diesen Ideen. Denn die wesentliche Vorbedingung dieser Neugestaltung wäre in meinen Augen einerseits die unbedingte Erhaltung der Universitäten in ihrer Vielheit, also namentlich auch Erhaltung der kleinen Universitäten, principielle Verwerfung aller Aufhebung; andererseits aber eine gleichmäßige und rationelle Vertheilung der Universitäten über das gesammte Gebiet des deutschen Reiches und im Zusammenhange hiemit die sorgsamste Prüfung der Städte, welche sich zu ihrer Aufnahme eignen.

Eine solche Reorganisation aber setzt, wie jeder Kundige einseht, eine ganze Reihe von Zwischengliedern der Entwicklung voraus, auf die ich hier nicht mehr weiter eingehen kann. So stehen alle diese Dinge, so nothwendig sie sind, dennoch in weiter, ja in unabsehbarer Ferne, und es ist denn auch gar keine Gefahr, daß unsere alma mater, solange diese Generation lebt, diesem gastlichen Wohnsitze Lebewohl sagen müßte. Ich darf daher mit dem aufrichtigen Wunsche schließen, daß auch fernerhin und daß namentlich in diesem Jahre uns verließen sein möge gedeihliche Arbeit und gesegneter Friede in unserm Innern und nicht minder gedeihliches Zusammenarbeiten und friedliches Einverständnis mit dieser Stadt und allen guten und edlen Kräften, die sie in ihren Mauern umschließt. Das walte Gott!

---